

Mit Air Force One ins Wochenende

Eingespielt wie alte Ehepaare entscheiden die amerikanischen Präsidenten und ihre Fotografen darüber, wie die (Nach-)Welt den ersten Mann im Staate wahrnimmt.

Arbeitnehmer, die einen neuen Job antreten, sollten nicht nur die genaue spätere Tätigkeit und das zukünftige Gehalt kennen, sondern auch die sonstigen freiwilligen Leistungen des potentiellen Arbeitgebers beachten. Positiv registrieren sollten Arbeitnehmer es, wenn der ins Auge gefasste Brötchengeber sich hier großzügig zeigt. Ob der zukünftige Chef von David Hume Kennerly seine Frage aber Ernst meinte, als er wissen wollte: „Die Air Force One brauchen Sie aber nicht fürs Wochenende?“, darf bezweifelt werden. Der Fotograf hatte im Gespräch mit dem neuen Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika formuliert, wie er sich die Arbeit als Cheffotograf des ersten Mannes vorstellen könnte und dabei in den Augen seines Gegenübers scheinbar ebenso präzise wie weitreichende Vorstellungen. Gerald Fords Frage war vermutlich ironisch gemeint, signalisiert aber auch, dass er dem Fotografen und seinen Forderungen sehr wohlwollend gegenüber stand und sich zu Kennerly die Art enger Beziehung vorstellen konnte, die der erste Mann im Staat und sein Fotograf per Definition ihrer Jobs nun einmal haben.

Völlige Kontrolle

David Hume Kennerly bekam den Job. Er wurde offizieller Fotograf des amerikanischen Präsidenten und übernahm damit einen Arbeitsplatz, der geschaffen wurde, als John F. Kennedy das Weiße Haus bezog. War die Arbeit der Präsidenten bis 1961 mehr oder weniger umfassend von Mitarbeitern des Signal Corps der US-Armee sowie von verschiedenen Pressefotografen bei unterschiedlichen Anlässen festgehalten worden, dokumentierte ab sofort Cecil Stoughton das Leben von John F. Kennedy und seiner Familie – während der Arbeit und im Privaten. Stoughton übernahm den Job auf Wunsch von Kennedys Militärberater Ted Clifton, der erkannt hatte, dass es nach dessen Amtsantritt eine enorme Nachfrage nach Fotos des jungen Präsidenten und seiner Familie geben würde. Er sorgte so für ein umfassendes Bildangebot, hatte gleichzeitig aber auch die Möglichkeit der völligen Kontrolle über die veröffentlichten - und vielleicht noch wichtiger - die nicht veröffentlichten Bilder. Stoughton, bis dahin Leutnant im Signal Corps, wurde zum Captain befördert und begann seinen Job zu definieren. Der Mann, der im Zweiten Weltkrieg als Kriegsberichterstatter gearbeitet hatte, bezog ein Büro direkt unter dem Oval Office und war durch einen Summer ständig mit dem Vorzimmer des Präsidenten verbunden. So war er nur einen kurzen Sprint die Treppe hoch vom Ort des Weltgeschehens entfernt.

Im Vorzimmer des Weltgeschehens

Stoughton wurde „eine feste Einrichtung des inneren Zirkel im Weißen Haus“ wie das Magazin Time berichtete. Zwei Jahre lang machte der Armeemitarbeiter Bilder offizieller und weniger offizieller Ereignisse und Veranstaltungen. Neben dem Fotografieren von Sitzungen und Empfängen übernahm er auch spezielle Aufträge, deren Ergebnisse allerdings nicht für die Öffentlichkeit bestimmt waren. So musste Stoughton den Präsidenten filmen, als dieser den richtigen Abschlag beim Golf übte. An Hand der Filmaufnahmen wollte John F. Kennedy seine Technik verbessern. Stoughton arbeitete jedoch nicht nur für den ersten Mann im Staat, er wurde auch in geheimer Mission für die First Lady tätig. Im Auftrag von Jackie Kennedy fuhr Stoughton 1962 nach New York, um die neuen Modelle einer Modenschau bei „Chez Ninon“ zu fotografieren. Stoughton musste in der für ihn ungewohnten Umgebung arbeiten, weil Jackie Kennedy befürchtete, dass ihre Anwesenheit die Vorführung allzu sehr stören würde. In ihrer Danknotiz bat sie den Fotografen: „Verlassen Sie uns nicht, um für Harper's Bazaar zu arbeiten.“ Stoughton wechselte nicht zu dem Mode-Magazin sondern arbeitete weiter für

den ersten Mann im Weißen Haus – auch am 22. November 1963. Auf der Reise des Präsidenten nach Texas befand er sich in der Wagenkolonne fünf Autos hinter der Limousine des Präsidenten, als dieser in Dallas von den tödlichen Kugeln getroffen wurde. Auf dem Rückflug nach Washington machte Stoughton eines der bekanntesten Fotos eines amerikanischen Präsidenten – das Bild der Vereidigung des bisherigen Vize-Präsidenten Lyndon B. Johnson als 36. Präsident der Vereinigten Staaten. Das Foto des deprimierten Mannes, mit zum Schwur erhobener rechter Hand, neben ihm mit leerem Blick, die Witwe seines Vorgängers, beide umgeben von einer ernst blickenden Gruppe in der Enge der damaligen Präsidentenmaschine, ist ein eindringliches Dokument der tragischen Ereignisse, dem alles Pathetische abgeht. Eine Szene, ohne den feierlichen Stolz und den Optimismus, der die Fotos der Vereidigungen neuer Präsidenten sonst kennzeichnet.

Kein Vertrauen

Es war einer der letzten Jobs, die Cecil Stoughton für den neuen Präsidenten machte. Zwar blieb er auch nach Kennedys Ermordung zunächst noch offizieller Fotograf des Weißen Hauses, doch entwickelte sich zwischen ihm und Lyndon B. Johnson nie ein ähnliches Vertrauensverhältnis wie zu den Kennedys. Das Ende ihrer Beziehung war absehbar als Johnson mit mehr als Zimmerlautstärke wissen wollte: „Verdammt noch mal, warum können Sie keine guten Bilder von mir machen, so wie bei Kennedy?“. Er verlangte nach einem anderen Fotografen und forderte einen Mitarbeiter der Pressestelle auf: „Besorg mir diesen japanischen Fotografen.“ Gemeint war damit Yoichi R. Okamoto, der zu dem Zeitpunkt leitender Fotograf der United States Information Agency war und dessen Arbeit Johnson schätzen gelernt hatte, als dieser ihn bei einem Besuch in West-Deutschland begleitete. Okamotos Fotos beeindruckten Johnson dermaßen, dass er ihn zu weiteren Reisen einlud und ihn 1963 zu seinem Fotografen machte. Doch es waren nicht nur die Fotos, die den Präsidenten ansprachen. Okamoto kam auch mit Johnsons rauen Umgangsformen zurecht und der Präsident respektierte den Mann, der ihn morgens nicht grüßte, es sei denn der Präsident hatte zuerst begrüßt. Der Mann mit dem Spitznamen Oke war, wie sein ehemaliger Assistent Mike Geissinger feststellte, „der erste Mensch, der praktisch uneingeschränkten Zugang zu Johnson als Präsident hatte. Oke konnte ins Oval Office hineingehen, wenn er glaubte oder wusste, dass etwas vor sich ging, und anfangen zu fotografieren. Und er blieb so lange, wie er wollte.“ Okamoto fotografierte den Präsidenten sogar noch während dieser ihn als Reaktion auf kritische Presseberichte über zu hohe Kosten von Pressebildern feuerte. Auf Intervention von Edward Steichen gelangte Okamoto zurück in seine alte Position – nicht jedoch ohne von Johnson darauf hingewiesen worden zu sein, „dass er, der Präsident, Okes Schwanz in der Tasche trage und ihn jederzeit herausziehen und den Hunden zum Fraß vorwerfen könne.“ Auch wenn die etwas rustikale Art des persönlichen Umgangs für sensible Gemüter verwirrend sein mag, so zeigt sie doch, wie sehr es in der Zusammenarbeit von Präsident und Fotograf darauf ankommt, dass einer die Sprache des anderen versteht – auch wenn die nicht ganz dem entspricht, was die Öffentlichkeit vom Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika erwartet. Wichtig ist, dass man zusammenpasst.

Eheähnliche Verhältnisse

Die amerikanischen Präsidenten und ihre Fotografen entwickeln im Laufe ihrer Zusammenarbeit ein eheähnliches Verhältnis – mit dem Unterschied, dass sie zusammen mehr Zeit verbringen als mit ihren Ehepartnern. So gesehen ist es nur konsequent, wenn ein neu gewählter Präsident sich einen neuen Fotografen sucht. Von John F. Kennedy und David Stoughton, über Lyndon B. Johnson und Yoichi Okamoto, bis zu Barack Obama und Pete Souza, reicht die Liste der Paarungen von Präsidenten und ihren Fotografen. Lediglich Jimmy Carter verzichtete auf diese Art der Dokumentation seiner Amtszeit und gab damit ein wichtiges Instrument politischer PR aus der Hand. Je nach dem, welche Charaktere sich dabei begegneten, fielen die fotografischen Ergebnisse ganz unterschiedlich aus, ist doch die Qualität der Zusammenarbeit zwischen dem Chef-Fotografen des Weißen Hauses und dem Präsidenten abhängig von dem Maß an

Vertrauen, dass der Mann im Oval Office dem Menschen mit der Kamera entgegen bringt. Je mehr der Präsident dem Fotografen vertraut und deshalb bereit ist sich zu öffnen, desto eher kann ihn der Fotograf im Sinne der präsidentialen Public Relations in Szene setzen und um so stärker profitiert wiederum der Fotografierte. Je mehr sich beide Seiten auf einander einlassen, desto intensiver sind die Ergebnisse. Fehlt dieses Vertrauen, sind die Bilderergebnisse unvorteilhaft und langweilig, wie die Arbeiten von Ollie Atkins, der Richard Nixon vom Amtsantritt 1969 bis zu seinem Rücktritt 1974 begleitete. In den Archiven finden sich heute fast nur banale Fotos von offiziellen Veranstaltungen und Presseterminen. Die Fotos, die es nicht gibt, weil Nixon sich für den Fotografen unzugänglich zeigte, wo seine Vorgänger wie auch seine Nachfolger ihre Fotografen selbstverständlich um sich hatten, belegen das fehlende Vertrauen Nixons und seine Unsicherheit gegenüber Ollie Atkins. Nixon verschenkte damit eine Möglichkeit zur Selbstdarstellung die andere sehr viel souveräner nutzen. „Es gibt Bilder, die geben wir nicht frei. Aber es gibt nicht viele Dinge, die wir nicht fotografieren.“, beschreibt Pete Souza den Umgang mit den bis zu 20.000 Fotos, die er jede Woche, sechs oder sieben Tage, zwölf bis sechzehn Stunden täglich, von Präsident Barack Obama aufnimmt. Der amerikanische Präsident hat in Pete Souza einen Vertrauten, der ihm auch hilft, mit der ständigen Beobachtung zurecht zu kommen. „Wissen Sie, für den Menschen, der dieses Amt innehat, ist es schwierig, unter solch ständiger Beobachtung zu leben. ... Das gehört zu den schwierigsten Dingen, an die man sich gewöhnen muss, wenn man Präsident ist. Aber wenn man jemanden hat wie Pete Souza, dem man vertraut, der ein Freund ist ... dann macht es das ein wenig leichter.“ Der Fotograf, der bereits für Ronald Reagan gearbeitet hat, kennt Barack Obama seit er den Amtsantritt des damaligen Senators am 5. Januar 2005 für die Chicago Tribune fotografierte. Der Fotograf, der sein Büro heute im ehemaligen Friseursalon des Weißen Hauses hat, sagt über sich selber: „Ich bin definitiv Teil seines Teams, seines Stabes. Ich bin sein Fotograf.“

Ich bin sein Fotograf

Die Arbeit der Fotografen der Präsidenten bedient ein öffentliches Interesse, das zu befriedigen Staatsoberhäupter in anderen Ländern in dem Umfang nicht bereit sind, oder dessen Bedeutung ihnen nicht bewusst (gemacht worden) ist. Die durch das Weiße Haus verbreiteten Fotos reagieren auf den Wunsch der amerikanischen Öffentlichkeit, das Menschliche eines Politikers zu sehen. In einem Land, in dem laut einer Gallup-Umfrage die Regierungsarbeit noch vor dem Terrorismus als das größte Problem des Landes angesehen wird, versuchen Politiker durch die veröffentlichte Privatheit Vertrauen zu gewinnen. Amerikanischen Präsidenten steht in den persönlichen Fotografen so gesehen ein ebenso teures wie professionelles PR-Instrument zur Verfügung. Während andere Politiker immer wieder von unterschiedlichen Fotografen, für unterschiedliche Publikationen mit unterschiedlichen politischen Zielen portraitiert werden und so nicht sicher sein können wie sie dargestellt werden, kann sich der amerikanische Präsident auf seinen Fotografen verlassen. Für Fotografen bietet das Weiße Haus im Gegenzug einen ebenso sicheren wie spannenden Arbeitsplatz mit besonderen Annehmlichkeiten. Gefragt, was ihnen nach Ende ihrer Tätigkeit für die Präsidenten am meisten fehlt, erklärten viele Fotografen, vor allem die Flüge in der Air Force One und das damit verbundene unproblematische Unterwegssein zu vermissen. Kein Wunder, dass auch Fotografen glücklich sind, wenn sie wieder gewählt werden, so wie Pete Souza. Nachdem er bereits von 1983 bis 1989 für Ronald Reagan tätig war, darf er nun wieder mit der Air Force One fliegen – zusammen mit Barack Obama und oft auch am Wochenende.

Literatur:

- Bredar, John: Die Macht der Bilder: Amerikanische Präsidenten und ihre Inszenierung. G + J/RBA, Hamburg, 2011.
- Rosumek, Lars: Die Kanzler und die Medien. Campus Verlag, Frankfurt, 2007
- Lowe, Jacques; Meine Jahre mit den Kennedys. Süddeutsche Zeitung GmbH, München, 2013